

dtv

Der fünfzigjährige Lukas Salfeld führt ein normales Leben als Ehemann und Vater. Niemand ahnt, dass er als Jugendlicher im Gefängnis saß, weil er seiner damaligen Freundin Marion die Kehle durchgeschnitten hatte. Viele Jahre gelang es ihm, seinen krankhaften Trieb zu unterdrücken. Als er einem Mädchen begegnet, das seiner toten Freundin auf fatale Weise ähnlich sieht, gewinnen seine gefährlichen Fantasien plötzlich wieder die Oberhand. Zur gleichen Zeit wird ein Mädchen auf dieselbe Weise ermordet wie damals Marion. Lukas gerät ins Visier der Polizei und flüchtet – mit dem kühnen Plan, als Gejagter selbst zum Jäger zu werden und die Spur des Mörders aufzunehmen. Doch was ist, wenn er dabei sich selbst überführt? Denn an die Mordnacht hat er keinerlei Erinnerung ...
»Ein Pageturner vom Feinsten.« (Für Sie)

Christa Bernuth, 1961 in München geboren, arbeitete nach dem Studium und einem Abschluss an der Deutschen Journalistenschule in München viele Jahre als freie Journalistin für verschiedene Zeitungen und Magazine. Ihre erfolgreichen Kriminalromane wurden in mehrere Sprachen übersetzt und teilweise auch verfilmt. Christa Bernuth lebt mit ihrem Mann in München. Mehr über die Autorin: www.christa-bernuth.de

Christa Bernuth

DAS FALSCHHE IN MIR

Thriller

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Christa Bernuth
sind bei dtv außerdem erschienen:
Wer schuld war (24813)
Die Nacht in dir (26107)



Ungekürzte Ausgabe 2016
© 2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner/dtv
unter Verwendung eines Fotos
von plainpicture/B.Jaubert
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21637-1

Leander Kern heißt nicht wirklich so. Aber der Name klingt gut. Und es gibt noch einen Grund, weshalb er sich so nennt.

Darkwave.

Er liebt die Dunkelheit in sich, sein schwarzes Herz. Er sieht es manchmal vor sich; es glänzt wie Teer.

*nacht verfolgt den tag
der versteckt die gelüste
die in mein herz gebrannt
schatten der hoffnung
ein abdruck des seins
im rhythmus verbannt
gefangene schatten
im laub der sinne
verborgene worte
die stumm gemacht
sind verlangen
zu berühren
moosumrandete nacht
dein schritt durch hüllen
ohne zeichen
gebrochene stille
der platz für dich*

Wenn er im Tötungsmodus ist – *moosumrandete Nacht* –, murmelt er die Zeilen vor sich hin, erst langsam und genüsslich, dann immer schneller, schließlich in einem keuchenden synkopischen Rhythmus. Wenn er im Tötungsmodus ist, tötet er nicht wirklich. Der Anfang sind immer Fantasien und dabei bleibt es dann auch, glaubt er. Fantasien sind nicht strafbar, solange sie im Kopf bleiben. Er begeht kein Verbrechen.

Ab einem bestimmten Punkt kann er nur nicht immer unterscheiden, was gedacht und was von dem Gedachten umgesetzt wird. In der Welt außerhalb seiner Gedanken, in der stofflichen Welt, in der Pläne das Reißbrett verlassen, dreidimensional und lebendig werden und Konsequenzen haben, die nicht mehr beeinflussbar sind.

Die Fantasien sind immer gleich. Nur der Weg zu ihrer Erfüllung variiert. Meistens sind es junge Ausreißerinnen, die Leander am Bahnhof anspricht und denen er ein warmes Essen oder Stoff verspricht – egal welchen, er richtet sich ganz nach ihren Vorlieben. Er stellt sich vor, wie das Mädchen mit ihm kommt, er sieht sie ganz deutlich vor sich: ihr verfilztes Haar, ihren metallischen Geruch nach ungewaschenen Klamotten, ihr schmales Gesicht, ihren mageren Körper, gezeichnet von Entbehrungen.

Es ist ganz einfach, solche Mädchen aufzugabeln. Man sieht sie jeden Tag. Sie sind es von Kindheit an gewohnt, vernachlässigt, verachtet, missbraucht zu werden. Niemand hat sie je geliebt, sie kennen das Gefühl nicht, nach dem sie sich sehnen, und sie merken nicht, wenn jemand es ihnen vorspielt. Sie können zwischen Echt und Unecht nicht unterscheiden, sie sind naiv, vollkommen wehrlos und eine leichte Beute für ihn.

Eigentlich tun sie ihm leid, aber das verflüchtigt sich, wenn er sich im Tötungsmodus befindet. Dann werden sie verdinglicht, dann kann er sie benutzen wie Spielzeug.

Also nimmt er so ein Mädchen mit in eine heruntergekommene Wohnung am Hafen, die er für diese Zwecke angemietet hat, weil sie anonym ist. Er befiehlt ihr, sich eine halbe Stunde lang zu duschen, Zähne zu putzen, sich die Haare zu waschen und sie mit einer extra dafür vorgesehenen Friseurschere kinnlang abzuschneiden. Wenn sie danach rosig und wohlduftend vor ihm steht, kämmt und föhnt er ihr das Haar, bis es zu einem ordentlichen blonden Pagenkopf fällt. Zur Belohnung bekommt sie anschließend die Droge, die sie will und braucht.

Und dann, wenn sie stoned ist und willenlos, schleppt er sie zurück in die Badewanne, um sie zu töten.

Der Moment, in dem er das Messer an ihre Kehle setzt, ist geprägt von Gefühlen, die mit nichts – keiner Droge, keinem noch so wilden Sex – vergleichbar sind. Deshalb zögert er das Ende hinaus, solange er in der Lage ist, den unglaublichen, herrlichen Bildern, die ihn erregen und bedrängen, Widerstand zu leisten.

Das Messer zittert an der Kehle, während das Mädchen halb bewusstlos und noch in seliger Ahnungslosigkeit vor sich hin döst, versunken in ihrem eigenen kleinen Paradies, das mit seinem nichts gemeinsam hat. Langsam ritzt er die Haut, einzelne Blutstropfen quellen hervor. Das Messer ist so scharf, dass das Mädchen noch nichts spürt, aber er weiß, das wird nicht so bleiben.

Leander Kern blickt hoch und sieht sein Gesicht im Badezimmerspiegel: verzückt und wahnsinnig. Er starrt in seine dunklen Augen, die von den Pupillen vollkommen ausgefüllt werden. Der Dämon hat Besitz von ihm ergriffen. Er ist der Dämon. Es gibt jetzt keinen Weg mehr zurück, obwohl ihm der Gedanke kurz durch den Kopf schießt: Er ist bereits einmal gekommen, er hat seinen Spaß gehabt, die Lust hat sich für ein paar Minuten zurückgezogen, gibt ihn für kurze Zeit frei. Er könnte diese Gnadenfrist nutzen, das Mädchen einfach wieder anziehen, einen gefalteten Hunderter in ihre verdreckte Jeanstasche stecken und sie direkt vor der Wohnung auf die Straße setzen. Es ist nichts, absolut nichts Illegales passiert. Die winzige Wunde am Hals würde sie möglicherweise nicht einmal bemerken.

Dieser Ausweg, den er dann doch nicht einschlägt, gehört zu seiner Fantasie zwingend dazu: Es geht darum, jetzt den Maximalentschluss zu fassen und die Grenze zum echten Verbrechen zu überschreiten. Dann stellt er sich jedes Mal vor, wie es wäre, wenn er sich dazu entschließen würde, es wirk-

lich zu tun. Und sich vollkommen darüber im Klaren zu sein, dass er es wirklich tut.

Es gibt dann keine Ausreden mehr.

Dafür müssten die Voraussetzungen allerdings doch noch anders sein. Prickelnder und aufregender. Dann wäre es nicht einfach eine jugendliche Ausreißerin, die sowieso niemand vermisst und die man anschließend einfach in einem abgelegenen Waldstück entsorgt, wo sie unentdeckt verwesen kann, bis keinerlei Spuren mehr bei ihr feststellbar sind. Es gibt ja solche perfekten Verstecke, Leander Kern hat sie selbst schon gefunden und für sich markiert. Man muss umsichtig handeln, darf nicht hektisch oder nervös sein. Man muss geduldig sein, den Trieb beherrschen, statt sich von ihm beherrschen zu lassen und zu schnell vorzugehen. Vorbereitung ist das A und O. Die richtige Kleidung mit festem Schuhwerk und dicken Handschuhen gegen verräterische Kratzer. Und man braucht einen sehr guten Ortssinn. Dann findet man die richtigen Plätze tief im Unterholz, weitab aller Spazierwege – dort, wo nur die Tiere hinkommen, vor allem die Aasfresser wie Fadenwürmer, Käsefliegen, Totengräber und Ratten. Gemeinsam lassen sie einen Kadaver mit schier unglaublicher Geschwindigkeit verschwinden, wenn man sie nicht dabei stört.

Leichen kann man entsorgen, wenn man es geschickt macht und keine Mühen scheut. Darum geht es nicht, das ist nicht das Problem.

Es geht um die ultimative Herausforderung. Das Wagnis aller Wagnisse. Ein Mädchen aus gutem Hause, das nicht zu den vergessenen Kindern gehört, das nicht einfach so aus dem Leben verschwinden kann, weil sofort eine Großfahndung eingeleitet werden würde.

Leander Kern tastet sich langsam an diese Fantasie heran. Es dauert eine halbe Ewigkeit, bis er so weit ist: ein nettes, braves Mädchen, blonder Pagenkopf, ein hübsches, einnehmendes, etwas scheues Gesicht, beliebt, begehrt, viele Freunde – schwie-

rig zu fassen, weil sie so selten allein ist. Leander verfolgt sie über Wochen, Monate. Er ist in dieser Zeit ein anderer oder fühlt sich zumindest so, als würde dieser andere seine Hand führen, seine Augen lenken, seine Gedanken auf Kurs bringen.

Vielleicht gibt es Leander Kern nicht wirklich und er braucht diese Tat, um sichtbar zu werden, eine reale Existenz, ein Mensch mit einer Vergangenheit und einer Zukunft, der nicht länger in der totalen Adoleszenz gefangen ist – nicht nur ein rätselhafter Song von düsterer Poesie. Also erzählt er sich eines Nachts eine neue Geschichte, eine, die alles in den Schatten stellt: die Geschichte von ihm und Anne Martenstein. Er verfolgt sie, weil sie sich hat verlocken lassen, jemandem zu trauen, den sie fast nicht kennt, der aber ein Meister der Verstellung ist. Anne, die er nicht betäuben wird, weil das zu einfach wäre.

Anne glaubte seinen Beschwörungen und Versprechungen, weil sie es wollte. Das macht sie zur Komplizin wider Willen seines raffinierten Spiels.

»Ich möchte dich allein sehen. Traust du dich?«

»Ich weiß nicht ;-))«

»Du wirst es deiner besten Freundin erzählen, wetten? Um dich abzusichern :-/ «

»Nein, werde ich nicht.«

»Doch, um dich abzusichern. Aber dann ist es nicht mehr das Gleiche. Verstehst du das?«

»Ich weiß nicht. Ja.«

»Ich werde da sein. Ich bin gespannt, ob du mich enttäuschst.«

»So bin ich nicht.«

»Das weiß ich.«

»Wirklich?«

»Beweise es mir.«

Diesmal hat nicht sie die Droge gewählt, sondern er. Sie nimmt keine Drogen, deswegen musste er sich für eine entscheiden. Leander hat Poppers besorgt, eine halb legale Substanz, die

man über die richtigen Kontakte mühelos bekommt. Poppers sind eine Party- und Sexdroge, die entspannt und zu sexueller Hemmungslosigkeit führt. Die Konsumenten von Poppers verspüren einen sehr kurzen, fünf- bis zehnminütigen Rauschzustand mit einem starken Gefühl von Wärme, vermindertem Schmerzempfinden, sexueller Luststeigerung, Zeitlosigkeit, Hemmungslosigkeit und Muskelentspannung. Die Wirkung setzt wenige Sekunden nach der Inhalation ein. Die Dauer des Rausches hängt von der Inhalationsmenge ab.

Leander Kern stellt sich vor, wie das Mädchen die Substanz einatmet und dann für kurze Zeit euphorisch und willenlos wird, bis die Droge ihre Wirkung verliert. Er stellt sich vor, wie er sie küsst und ihr dann das Messer an die Kehle setzt. Wie sie alles mitbekommt. Aber sich nicht wehren kann. Wie sie erkennt, dass alles zu spät ist.

Erster Teil

I

Bisher war ich sicher, dass ich alles richtig gemacht hatte. Ich hatte den richtigen Beruf gewählt. Ich hatte die richtige Frau geheiratet – dunkelhaarig, kraftvoll, rassig, selbstbewusst genug, mich in Ruhe zu lassen.

Ich hatte zwei Mädchen gezeugt.

Ich gebe zu, das war dumm.

Aber ich konnte nicht wissen, dass beide so blond und so zart werden würden wie Marion. Marion, meine Liebe, mein Menetekel, meine Nemesis.

Jetzt laufe ich abends durch die Straßen auf der Suche nach ihr. Sie ist zart und schlank, vielleicht sechzehn, siebzehn Jahre alt. Unter dem ockerfarbenen Schein der Straßenlaternen leuchtet ihr blondes, glattes Haar wie ein Goldhelm und wird zum wehenden Schatten, sobald sie die Dunkelheit wieder verschluckt.

Tagsüber war es stürmisch, und der Wind hat rot glühende Ahornblätter auf Straßen und Bürgersteige geweht, die jetzt farblos und schlapp auf dem nassen Kopfsteinpflaster liegen. Es nieselt leicht, die Feuchtigkeit legt sich wie ein Schleier auf Gesicht und Haare.

Sie, die natürlich nicht Marion ist, läuft vor mir mit langen, schlaksigen Schritten, ohne Angst, ohne Gespür für die Gefahr. Sie hatte von fünf bis sechs Uhr Klavierstunde in der Harlemgasse und ist auf dem Weg nach Hause, so wie jeden Mittwoch.

Ich weiß nicht, wie gut sie schon spielt. Ich kenne sie erst seit ein paar Wochen. Das erste Mal traf ich sie vor der Wohnung

ihrer Klavierlehrerin. Ich war auf dem Weg zu einem Kunden, und mein Blick fiel auf eine Tür, neben der ein Metallschild mit Vor- und Nachnamen und der Aufschrift »Klavierunterricht« prangte, als handele es sich um eine Arzt- oder Rechtsanwaltspraxis. Während ich mir darüber noch Gedanken machte, stürzte sie heraus und wir stießen beinahe zusammen. Es ergab sich ein kurzes Geplänkel – »Ach, bitte entschuldigen Sie« – »Nein, das macht doch nichts« –, dann winkte sie mir ausgelassen zu und rannte die Straße hinunter, und ich musste sie gehen lassen.

Aber ich kam eine Woche später genau zur selben Zeit wieder und wartete auf sie. Gegenüber des Hauses befindet sich eine Straßenbahnhaltestelle, von der aus man die Tür gut im Blick hat. Ich musste mich einfach nur auf die Bank in dem überdachten Glaskasten setzen und warten.

Man kann mein Glück und meine Verzweiflung nicht beschreiben, als sie tatsächlich auf die Straße trat, mit den leichten ungezwungenen Bewegungen eines Mädchens, das geliebt wird und ganz selbstverständlich davon ausgeht, dass das für immer so bleibt. Sie trug das Gleiche wie letzten Mittwoch: einen Parka in militärischem Olivgrün, enge Jeans und bis zu den Knöcheln reichende Stiefeletten. Ihr Gesicht sah rosig aus, als wäre sie gerannt. Alles in mir brannte, mein Körper wurde zum Minenfeld, eine versehentliche Berührung hätte mich explodieren lassen. Ich glühte vor Verlangen.

Es ist nicht Liebe. Es ist hundertmal stärker und schrecklicher.

Das Mädchen biegt nach links in die Samoastraße ein. Ich bleibe hinter ihr. Vom Lessingdamm aus läuft sie Richtung Stargarder Straße und verlässt damit den belebten Teil der Stadt mit der Straßenbahnlinie und den vielen Geschäften und Lokalen. Nachts kommt es in dieser Gegend immer wieder zu Schlägereien, auch die örtliche Drogenszene ist hier angesiedelt, deswegen hört man häufig Polizeisirenen.

Die Stargarder Straße ist ruhiger, gewunden und schmal, gesäumt von hohen Altbauten. Zu dieser Tageszeit ist sie wie ausgestorben. Jetzt sind die Berufstätigen zu Hause, bereiten das Abendessen vor, versuchen, ihren Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen, verzweifeln vor leeren Augen, Lustlosigkeit und demonstrativer Begriffsstutzigkeit. Ich kenne das alles, ich wohne in einer ähnlichen Straße im selben Viertel und habe auch halbwüchsige Kinder.

Ich will diesem Mädchen nichts tun. An diese Überzeugung klammere ich mich. Auch wenn ich weiß, dass ich ihr von Mal zu Mal näherkomme. Auch wenn ich perfekt darin bin, mich unsichtbar zu machen. Auch wenn die Szenarien in meinem Kopf immer unbeherrschbarer werden.

Niemand außer uns beiden ist unterwegs. Ich gehe ein bisschen schneller, höre meinen Atem. Nun ist sie direkt vor mir. Irgendwo hier muss sie wohnen. Ich hole tief Luft, spüre die Welle der Begierde heranrollen, bin bereit, mich hineinzustürzen, doch dann ertönt ein leises, melodisches Geräusch, das wie ein mechanisches Vogelzwitschern klingt, und ich verlangsame sofort meine Schritte, die Welle zieht sich zurück, die Erregung fällt in sich zusammen, hinterlässt tiefe Enttäuschung und einen metallischen Nachgeschmack auf der Zunge.

Es ist ihr Handy. Sie zieht es im Gehen aus dem Parka und verfällt in das übliche Geplapper junger Mädchen, die mit ihren besten Freundinnen telefonieren.

Ich höre, wie sie sich für denselben Abend am Lessingdamm verabredet, in einem bekannten Studentenlokal, dem »Jensen«, für das sie eigentlich noch zu jung ist. Ich bin plötzlich nicht mehr sicher, ob sie tatsächlich mit einer Freundin spricht. Sie lacht sehr viel und es hört sich übertrieben und künstlich an. Meine ältere Tochter lacht so, wenn sie einen Jungen am Apparat hat, den sie interessant findet, was sie mir gegenüber nach dem Telefonat allerdings immer heftig bestreitet.

Ich lasse mich zurückfallen und beobachte aus der wach-

senden Entfernung, wie sie vor einem zartgelb gestrichenen Jugendstilhaus stehen bleibt, ihren Schlüssel aus der Tasche nestelt, dabei immer weiterplappert und kichert, um schließlich, das Handy schief zwischen Ohr und Schulter gepresst, die Haustür aufzusperren. Ich drehe ab, ernüchtert und deprimiert. Mein Körper ist wie tot, mein Kopf hingegen erwacht wie aus einem Traum. Alles ist unverändert, die Straße, der Nieselregen, die nassen Blätter auf dem Bürgersteig, die kalte, neblige Luft. Aber das Grandiose ist weg, das Dramatische, die beängstigende Euphorie. Ich bin jetzt ein Familienvater auf dem Heimweg, der einen Geschäftsabschluss vermässelt hat, weil der Kunde auf Sicherheiten bestand, die die Firma nicht bietet.

High Security Technology heißt das Unternehmen, für das ich arbeite. Wir verkaufen Alarmanlagen an Firmen und Privatleute. Meine Aufgabe ist es, mir die örtlichen Gegebenheiten anzusehen und ein umfassendes Konzept zu erstellen, das allen Bedürfnissen des Kunden gerecht wird. Ich bin viel unterwegs und sehr frei in meiner Zeiteinteilung. Niemand achtet darauf, wann ich wo bin, solange meine Abschlüsse stimmen.

Vielleicht habe ich doch den falschen Beruf.

Ich bin nicht mehr deprimiert, aber müde wie ein alter Mann, als ich die Treppen zu unserer Wohnung hochsteige. Schon im zweiten Stock höre ich zwei laute weibliche Stimmen. Ich erkenne meine Frau und meine ältere Tochter, und soweit ich das beurteilen kann, schreien sie sich an.

Ich sperre die Tür auf, der Lärm springt mir förmlich ins Gesicht, und ich möchte zurückweichen, kehrtmachen, weggehen. Stattdessen ziehe ich langsam meinen Mantel aus und hänge ihn sorgfältig an einen der freien Haken neben dem Spiegel. Dann bewege ich mich widerwillig Richtung Küche. Das Geschrei schwillt an und bricht dann plötzlich ab. Ich habe kein Wort verstanden. Am liebsten würde ich sofort in mein Ar-

beitszimmer gehen und die beiden sich selbst überlassen, aber das würde mir meine Frau nie verzeihen.

Ich betrete die Küche, die Höhle der Löwinnen.

Sie stehen einander gegenüber. Birgit, meine Frau, lehnt mit verschränkten Armen an dem kleinen Esstisch, Teresa, meine Tochter, steht neben dem Herd. Auch sie hat die Arme energisch verschränkt, ihr Gesicht sieht verheult aus.

»Was ist los?«, frage ich und komme mir plötzlich vor wie in einem Theaterstück. Alles erscheint mir unecht, kulissenhaft, selbst Birgit und Teresa machen auf mich den Eindruck von schlechten Schauspielerinnen, die gewissenhaft ihre Rollen auswendig gelernt haben, aber gar nicht wissen, was sie da eigentlich sagen.

Ich schließe die Augen und öffne sie wieder. Das gespenstische Gefühl, gar nicht wirklich hier zu sein, bleibt. Vor einer halben Stunde war ich lebendig, jetzt bin ich eine Hülle, und alles um mich herum ist von schemenhafter Unwirklichkeit.

»Was ist los?«, frage ich. Auch meine Stimme hört sich seltsam an, hohl, als käme sie aus einer Tonne. Mutter und Tochter sind aber offenbar so in Rage, dass es ihnen nicht auffällt.

»Deine Tochter hat einen festen Freund«, sagt Birgit schließlich, um Beherrschung bemüht. Ich sehe zu Teresa. Sie ist fünfzehn, im selben Alter wie Marion damals. Es war voraussehen. Trotzdem will ich es nicht. Ich will es nicht, stelle ich beinahe verwundert fest. Ich will es *auf gar keinen Fall*.

Teresa ist schuld daran, dass alles wieder in mir aufbricht, Teresa hat meinen schwarzen Bruder befreit, den ich jahrelang unter Kontrolle hatte, nur indem sie ist wie sie ist, und jetzt werde ich diesen lästigen Hausgast nicht mehr los.

Sie ist schuld.

»Teresa«, setze ich an, noch vernünftig und sanft, da fährt mir Birgit in die Parade.

»Sie haben miteinander geschlafen. Hier, in ...«

»Was?«

Teresa heult sofort wieder los. Birgit sieht mich überrascht an, ich klinge deutlich lauter, bestimmter und härter als sonst.

»WAS FÄLLT DIR EIGENTLICH EIN?«

Bin das ich, der da so schreit?

»Lukas«, sagt Birgit leicht alarmiert, und ich beruhige mich sofort.

»Das ist nicht in Ordnung«, sage ich in annähernd normalem Ton, aber es fällt mir schwer, unglaublich schwer, mich zu beherrschen.

»Das finde ich auch«, stimmt Birgit mit ein, hocherfreut, dass wir diesmal offenbar einer Meinung sind. »Ich bin ahnungslos in ihr Zimmer gegangen, ich wusste nicht einmal, dass sie da ist, und dann sehe ich ...«

»Schon gut«, sage ich. »Wir reden gleich darüber. Teresa, du gehst bitte auf dein Zimmer, bis wir dich rufen.«

Die Augen fallen mir zu, aber meine Gedanken reißen sie wieder auf. Ich möchte aus dem Bett springen und gleichzeitig in Tiefschlaf fallen.

Vorsichtig stehe ich auf, suche meine Kleidungsstücke im Dunkeln und verlasse das Zimmer. Birgit hat einen guten Schlaf, und sie ist es gewohnt, dass ich nachts manchmal spazieren gehe. Es ist großartig, eine starke Frau zu haben, die nicht zu Misstrauen neigt.

Nachdem ich mich im Bad angezogen habe, schleiche ich durch die Wohnung, nehme meinen Anorak und gehe hinaus in die Nacht, die mich lockt wie eine schöne böse Frau voller grausamer Verheißungen. Ich laufe durch die stillen Straßen. Dann höre ich Autolärm, eine Polizeisirene und Stimmen, und ich weiß, dass ich auf dem richtigen Weg bin.

»Ich bin Annes Vater«, sagt er. Annes Vater. Keinen Nachnamen und nichts weiter. Als müssten alle wissen, wer Anne ist.

»Bitte?«, fragt Sina Rastegar und fixiert ihn, einen schlan-

ken Mann mit Halbglatze, eher vierzig als fünfzig. Sina Rastegar hat vom Nachtmann geträumt, und deshalb ist sie unausgeschlafen und mürrisch.

»Wer sind Sie denn?«, fragt sie und richtet sich auf.

Annes Vater reißt sich zusammen und sagt seinen Namen. Krister Martenstein. M-A-R-T-E-N-S-T-E-I-N. Er buchstabiert es, ohne dass Sina ihn darum gebeten hätte. »Meine Tochter ist verschwunden«, erklärt er und sieht sie auffordernd an. Er sitzt auf der äußersten Kante des Stuhls, die Hände in den Manteltaschen, als wollte er sofort wieder gehen. Sein Adamsapfel bewegt sich beim Reden. Sie würde ihn gern zum Vermisstendezernat schicken, wenn es in Leyden eins gäbe, aber es gibt keins. Ihre Dienststelle ist für alles zuständig.

»Seit wann?«, fragt sie.

»Seit gestern Nacht«, sagt Krister Martenstein.

»Also seit«, Sina sieht auf die Uhr, »ungefähr acht Stunden. Stimmt das?«

»Sie wollte um eins zu Hause sein und ist nicht gekommen. In der Schule ist sie auch nicht. Wir haben alle ihre Freunde angerufen, da ist sie auch nicht.«

Damit entfällt die Frage, ob sie bei einer Freundin übernachtet hat. Sina bewegt die Maus, und öffnet die Datei »Vermisst«. »Wollen Sie eine Anzeige aufgeben?«, fragt sie pro forma.

Krister Martenstein sieht sie an, als wäre sie verrückt.

»Na, was denn sonst?«, fragt er, und urplötzlich bekommt seine Stimme diesen arroganten Chef-Tonfall, den sie nicht ausstehen kann.

»Das müssen *Sie* mir sagen«, sagt sie. »Ich kann keine Vermisstenanzeige aufgeben, wenn Sie nicht wollen. Vielleicht wollten Sie sich nur erkundigen, ob Ihre Tochter aufgegriffen wurde oder im Krankenhaus liegt oder was weiß ich. Das wäre dann keine Anzeige, nur eine Erkundigung. Ich muss Sie das also fragen, in Ordnung?«

Martenstein starrt in ihre Richtung, aber er scheint sie gar

nicht richtig wahrzunehmen. Er hat immer noch seine Hände in den Manteltaschen vergraben.

Sina starrt zurück.

Seine Augen sind blau, seine Augenbrauen blond und buschig, seine Lippen schmal, die verbliebenen Haare kurz geschoren. Er ist gut gekleidet, der anthrazitfarbene Mantel könnte aus Kaschmir sein. Seine Haut ist leicht gerötet, wie bei jemandem, der viel an der frischen Luft ist.

Martenstein, denkt sie. Plötzlich erinnert sie sich: Krister Martenstein, parteilos, hat vor Jahren einmal für das Bürgermeisteramt kandidiert, wurde aber nicht gewählt. Er ist immer noch Mitglied des Senats und – wenn sie sich richtig erinnert – Leiter des Baudezernats.

»Ich will Anzeige erstatten«, sagt Martenstein ruhig, aber übertrieben deutlich, wie jemand, der mit einer Schwerhörigen redet. Seine Augen lassen sie nicht los. Sie sind wirklich sehr blau und stechend wie Laserstrahlen. Sina überlegt, was für harmlose Erklärungen es geben kann, wenn ein Mädchen ausgeht und nicht mehr nach Hause kommt.

»Wie alt ist Anne?«, fragt sie schließlich.

»Gerade sechzehn ...«

»Hatte sie Schwierigkeiten? Gab es Streit zu Hause?«

Sie merkt, wie er eine Sekunde lang zögert, bevor er den Kopf schüttelt und nichts sagt.

»Wirklich nicht?«

»Nein. Alles in Ordnung.«

»In der Schule?«

»Alles in Ordnung. Sie war ... ist ... gut. Sie ist Klassen-sprecherin.«

Er starrt sie nicht länger an, sondern schaut auf den Boden.

»Was sagst du?«, fragt Sina ihren Kollegen.

Jeder nennt Gronberg nur beim Nachnamen, außer ihr manchmal. Er hat noch sieben Jahre bis zur Pensionierung und